

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 294.

Posen, den 22. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(25. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Einen . . . Korb?“ fragte er, als hätt' er nicht recht gehört.

„Tja,“ nickte der andre. „Wundert Sie das bei mir?“

Da wandte sich der Lange nach dem Bauer um, schob zwecklos die Rümpfe hin und her und stieß von oben die kleine Schaukel an.

„Das . . . dacht' ich nicht,“ sprach er etwas gepreßt.

Noch immer fühlte er sich von einer Erregung durchzittert, die ihn selbst verwundert und deren Grund er nur halb begriff.

„Ach Gott,“ meinte Richard Wilke dann, „schön ist so was ja nie. Und es ist überwunden und zu dem übrigen gelegt, aber verstanden hab' ich's erst doch nicht recht. Und jetzt erst geht mir langsam ein Licht auf.“

Er räusperte sich: „Ich glaub', sie hat damals schon einen andern gern gehabt.“

Da fuhr Wolfgang Crusius herum: „So?“ Als wollt' er noch mehr hören, bog er sich vor.

Doch im Nu, wie über sich selbst ungehalten, drehte er sich wieder um, bastelte am Bauer weiter und sagte: „Na ja —!“

Bis auf das Flattern und Piepsen des Vogels war es ein paar Augenblicke still im Zimmer.

Dann schob Richard Wilke geräuschvoll einen Stuhl aus dem Wege.

„Es ist also nicht so, wie Sie sich das dachten — daß ich etwa aus irgendwelchen persönlichen Hoffnungen oder Gefühlen hier Ilse Hoermann 'rausstreichen wollte! Sondern nur, weil sie wirklich ein feines Mädel ist. Ich weiß das, mein Lieber — ich hab' das erfahren. Und es täte mir leid, wenn aus Mißverständnis und Verstimung hier was Schlimmeres würde. Ueberlegen Sie sich das mal, Crusius — ich hab' ja keine Ahnung, was Sie so verlezt hat, aber ich leg' meine Hand ins Feuer dafür, daß es aus Gutem geschehen ist. Denn grade Sie . . . grade Sie . . .“

Er verhaspelte sich in dem plötzlichen Gefühl, daß er vielleicht zu viel sage, wurde mit einem Male unwirsch und fing zu schimpfen an.

„Im übrigen machen Sie, was Sie wollen. Jeder ist für seine Dummheiten allein verantwortlich. Und meinetwegen können Sie nun doch nach dem Sirius schwimmen! Servus!“

Aber in der Tür drehte er sich um.

„Crusius, ein Narr sind Sie doch. Weiß der Teufel! Nu schmeißen Sie mich nur 'raus!“

Die ganze Treppe 'runter ärgerte er sich. Er ärgerte sich noch, als er auf die Straße trat.

Wenn Ilse Hoermann wirklich ihr Herz an den Stockfisch da oben gehangen hatte, konnt' sie ja was erleben.

Ueberhaupt! Crusius! Es hatte ihn gleich ein

wenig gekränkt. Aber Weiberherzen waren eben unberechenbar.

Mißmutig ließ er die Blicke rechts und links schweifen.

Plötzlich standen Lichter darin. Er hob den Kopf und spähte scharf nach dem gegenüberliegenden Trottoir.

Das war doch Christel Hoermann? Die Kleine? Er versuchte zu grüßen, aber sie sah ihn nicht. Sie ging rasch mit ihrer Mappe vorwärts.

Dreimal noch drehte er sich nach ihr um. Sapperlot wurde das ein feines Geschöpf! Sie war bisher immer noch ein halbes Kind gewesen. Wenigstens hatte er sie nur so betrachtet. Und nun?

Schon im Park war ihm damals die Wandlung aufgefallen, die sie in der letzten Zeit durchgemacht hatte. Das war gleichsam von heut' auf morgen gekommen. Wie das dunkle Kleid ihr stand! Wie raffig die ganze Gestalt war!

Teufel! Teufel! Man konnt' nur den Kopf schütteln. Ja, aus Kindern werden Leute. Und man selber zählte seine Jahre daran!

Er seufzte lose auf. Er drehte sich noch einmal um, aber Lütting war schon verschwunden.

Ach, dachte er, bei Crusius ist es ja Unsinn, aber sonst —! Manchmal ist so'n lebendiger Gesellschafter doch ganz nett! Natürlich für Piepmähe dankte er. Das war zu zerbrechlich, zu sanft, ihm selbst zu fern.

Aber ein Hund —

Ich werde mir einen Hund anschaffen, sagte er sich. Der Gedanke begeisterte ihn. Selbstverständlich was Besseres. Etwa einen Pudel, der ihm die Hefte und Bücher zum Gymnasium trug. Oder eine Dogge, so ein graublaues Riesenbeest. Lord mußte sie heißen.

Er strahlte. Er lachte. Das war ja ein herrlicher Einfall!

Nur mit Frau Davideit mußt' er deswegen noch reden. —

Inzwischen stützte der lange Crusius oben in seinem Zimmer den Kopf in die Hand und blickte mit großen Augen nach einem bestimmten Fleck der Tapete, als schiebe sich langsam, langsam da die Mauer auseinander und ein neuer Himmel mit neuen Sternen tue sich, mehr geahnt noch als deutlich geschaut, vor ihm auf.

Unsicher, erregt, fassungslos saß er da.

Richard Wilke hatte sich einen Korb geholt. Von Ilse Hoermann. Sie wollt' ihn nicht. Sie hatte einen andern lieb.

Wie Schweißhunde jagten seine Gedanken herum nach einer Fährte, die sie verfolgen konnten.

Und sein Kopf hämmerte: einen andern lieb . . . andern lieb . . . andern lieb . . . Doch in sein unruhiges Suchen hinein hörte er stets die Worte: Crusius, ein Narr sind Sie doch!

Warum Narr?

Er sah vor sich hin, er zwinkerte unsicher, als blendete ihn etwas. Er duckte sich und wehrte ab.

Und der Kanarienvogel jauchzte, schmetterte, lärmte, als wollt' er sich das Herz aus der Brust singen. Immer tiefer und voller wurden die Rolltöne.

Sie trieben alle Gedanken des Langen wirbelnd durcheinander. Er konnt' nicht mehr sitzen, er konnt' es

ihm mehr mitanhören. Mit einem Fluch riß er das nächste Schürhaken hervor, flüchtete es wild ein paarmal auf den Tisch und rief wütend: „Ruhe zum Donnerwetter! Halt' den Schnabel!“

Zu Tode erschrocken hielt der Vogel wirklich inne und flatterte angstvoll hin und her.

Da schämte sich Wolfgang Crusius der Aufwallung. Und als er neben dem Kaffeegeschirr noch ein Stück Zucker fand, steckte er es zwischen die Drähte des Bauers.

Zu spät erst erinnerte er sich, daß er damit wider die Vorschriften verstieß. Er nahm es trotzdem nicht weg.

Wie zweifelnd kam der Vogel näher — misstrauisch noch und doch wie magisch angezogen von dem Neuen, das ihm da gereicht ward. Hundertmal stieß er mit dem Schnabel vor, ebenso oft zuckte er zurück. Aber es ließ ihm keine Ruhe.

Nachdenklich wandte sich der Lunge ab. Er setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und sah hinaus. Da kamen ganz von fern ein paar rosa Wölkchen — gaukelnde Hoffnungen — schwebten heran, zerflatterten, verdichteten sich von neuem und tanzten um ihn.

Es war so still im Zimmer, als wär' es Sonntag. Leise nur ein Knirschen: der Vogel fraß. Er knabberte an dem neuen Stückchen Zucker.

XVI.

Nach wie vor arbeitete Lütting mit dem Vater zusammen. Sie hatte den Vorschlag gemacht, er solle es einmal mit dem Diktieren versuchen. Und nach Ueberwindung der ersten Befangenheit ging es wirklich — ging es besser, als er je geglaubt hatte. Gemeinsam überlegten sie, gemeinsam suchten sie oft nach einer schlagenden Form, einem bestimmten Ausdruck. Und da die Kleine sehr für ein rasches Zugreifen war, kamen sie überraschend schnell vorwärts.

So hätte sie froh und dankbar sein können. Es fiel ihr zuletzt alles in den Schoß wie eine reife Frucht, die sich gleichsam schon beim Austreten der Hand aus ihrer Hölle löst und herabfällt.

Aber gerade das verstärkte nur ihre leise Beklemmung. Der schwarze Punkt mitten in all dem goldenen Glanze ließ sie nicht los. Sie konnt' es auch nicht sagen, was es war, oder wagte es nicht auszudenken.

Daß der Vater so anders wurde! Viel milder, heiterer, gleichmäßiger als früher! Auch gesünder fühlte er sich.

Und doch —

Ach, manchmal wünschte sie fast die vergangenen Zeiten zurück. Daß er ihr Widerstände entgegensetzte! Daß sie kämpfen konnte!

Und der Druck wuchs. Kühl froh es von dem goldenen Armband oft zum Herzen empor. Niemals ward sie eine unbestimmte Scheu vor dem glatten Reif los. Und einmal, als sie ihn so kühl und leuchtend auf dem weißgrauen Samt liegen sah, als sie die Worte las: „Seiner fleißigen Helferin!“, zuckte sie in jähem Schmerz zusammen.

Es war wie ein Andenken!

Sie erschrak vor sich selbst, vor dem Wort, dem Gedanken. Aber alles, was sie bedrückte, trat nun grausam ins Licht und in die scharfe Helle des Bewußtseins.

Sie bangte um den Vater. Man sagte, daß alte Leute, die sich in ihren Lebensgewohnheiten, in ihrer ganzen Wesensart änderten, es nicht lange mehr machten.

Das war die Angst, die ihr Herz engte und zwängte. Und sie konnte nichts dagegen tun — nicht mal reden durfte sie. Die andern hätten sie ausgelacht.

Da zog sie die Schultern hoch, als fröre sie, und wieder war es, als erschlaffte ihr kleines ernstes Kindergeßicht und als löse sich die hohe Spannung des tapferen Willens.

Draußen ging fast unmerklich der Sommer in den Herbst über. In dem hohen Glanze der weißen, flaren

Tage entschleierten sich alle Fernen. Und von Tag zu Tag merkte Lütting mehr, wie es den Vater von der Arbeit fort ins Freie trieb.

„Es ist merkwürdig,“ sagte er — „früher wollt' ich immer hinein, als versäumt' ich was. Jetzt ist es umgekehrt. Hierinnen ist mir zu Mute, als käm' ich um etwas Schönes.“

Langsam schritten sie die Wege hinab. Er sah an den stillen Bäumen empor, sah nieder auf die weiten Rasenflächen des Parkes und nahm plötzlich den Arm seiner Tochter.

„Präg' ihn dir ein, Kind — präg' ihn dir fest ein, daß du später eine gute Erinnerung daran hast. Eine Erinnerung an den grünen Grund, auf dem du wuchst und wurdest. So, wie er war und wie er heut noch ist, wird er bald nicht mehr sein.“

Und fast in einer gewissen Scham gestand er ihr, daß das Grundstück bei seiner außerordentlichen Frontlänge durch die nunmehr festgesetzten Kanalisationsgebühren allzu stark belastet würde.

„Ich hoffte immer, bis zu meinem Tode sollt' alles so bleiben, wie es ist. Nun geht es schon früher ans Abschiednehmen. Besonders um die Platanen vorn ist es mir leid. Deine gute Mutter hat sie so gern gehabt.“

Er ging auf die Baumriesen zu. Neugierig blickte er sich und hob ein zusammengerolltes Stück der abgeschälten Rinde vom Boden.

„Vielleicht könnt' man dem Käufer die Bedingung auferlegen, sie stehen zu lassen. Aber wer tut das, und wo sollte das Haus hin? Die Menschen brauchen so viel Platz. Und später auf dem Kirchhof müssen sie doch ganz eng zusammenrücken.“

Lütting tröstete, so gut sie konnte. Es bliebe noch immer ein schöner Besitz, auch wenn das Bauand vorn an der Straße abgetrennt würde. Den Rest könnte man ja um so liebevoller pflegen.

Aber sie staunte, mit welchem Feuereifer der Vater diesen Trost aufgriff. Kunkel hätte ja schon seit Jahren Reformideen — nun mocht' er zeigen, was er konnte. Und er sprach über Rondells, Laubengänge, Neuanpflanzungen mit heller Begeisterung.

Die Kleine lächelte mit den Lippen dazu und sagte: „Ja gewiß, Papa!“ Aber in sich trug sie wieder eine schmerzliche Spannung.

Mehr noch staunte Kunkel, der Gärtner. In den letzten Monaten war er brummig geworden, als stünde er in schweren Schmerzen und Entscheidungen und als wisse er selber nicht, was er eigentlich wolle. Man bekam auch jetzt nicht zweifelsfrei heraus, ob ihm das neu erwachte Interesse seines Herrn für den Park angenehm oder unangenehm war. Bald strahlte er über das ganze Gesicht, bald schien es ihn auch zu quälen, und er stöhnte mit verzweifelt fragenden und unschlüssigen Mienen, als risse es ihn nach verschiedenen Seiten.

Es ward niemand mehr klug aus ihm. —

Auf die weißen Tage folgten die grauen. Sie kamen mit Blätterfall und frühem Dunkel, mit Nebel und Regen. Aber auch jetzt drängte der Alte noch mit geheimer Unruhe nach draußen.

Lütting dachte an die Arbeit und machte lose Einwendungen: „Wir werden faul, Papa; wir schaffen zu wenig!“

Doch er: „Warum sollen wir so hasten? Ich möcht' fertig sein — ja! Ich möcht' wissen, wie das tut. Und doch hab' ich fast ein kleines dummes Bangen davor. Gerade so, als ob mit dem Werk auch mein Leben fertig und zu Ende wäre. Wir brauchen ja nicht so zu eilen, Kind!“ —

So waren sie einst wiederum gemeinsam ins Freie gegangen. Plaudernd waren sie zum Pavillon gelangt, stiegen empor und lehnten sich an die Brüstung. Aber wie von selbst wurden sie still.

(Fortsetzung folgt.)

Der sinkende Stern.

Novelle von Otto Wilhelm Beise.

„Ja, danke, gern. Ich trinke noch ein Glas. Der Wein ist gut — so schwer und süß. Er durchglüht unser Blut, nicht wahr? Und läßt mich glauben, — daß ich wieder jung sei.“

Wie? Sie meinen, ich wäre in der Tat noch jung? Schön und dazu berühmt? Ach, gehen Sie mir ab mit Ihren faden Komplimenten. An die Sie nicht glauben und auch ich — nicht. Ich weiß sehr wohl, daß das alles vorbei ist, mit dem Ruhm und mit der Schönheit und — mit der Jugend. Endgültig vorbei!

Nein, wirklich, was ich da sage, ist nicht nur der Ausfluß einer trostlosen Stimmung, und nicht nur Ragenjammer. Ich bin völlig nüchtern, bestimmt. Ich vertrage so maßlos viel. Sehen Sie, meine Hand zittert nicht, wie ich Ihnen das Glas reiche — das leere Glas, das Sie mir bitte wieder füllen wollen.

Sie wird auch nicht zittern, wenn diese Flasche geleert ist und die nächste, ich bin immun gegen Alkohol. Jetzt, da ich weiß, daß meine Jugend passé ist, mehr denn je zuvor.

Woher ich das weiß? Und seit wann? Seit gestern. Auf die einfachste Art der Welt habe ich es erfahren.

Sehen Sie, vor sieben Jahren habe ich hier, in Ihrer Stadt, gespielt. Damals war ich fünfundsiebenzig Jahre alt — kein Badfisch mehr, natürlich, aber doch mitten im blühenden Leben stehend. Sozusagen auf dem Höhepunkt meiner künstlerischen Laufbahn. Die Zeitungen waren voll von mir, ich hatte die beste Kritik der Welt, und was sich jeden Abend nach der Vorstellung im Konversationszimmer alles ansammelte an Menschen, die mir ihre Bewunderung aussprechen wollten, mir große und kleine Geschenke anbrachten und mich um ein Autogramm baten, davon können Sie sich kaum eine Vorstellung machen.

Der Name Gisela Horsten, der ja immerhin auch heute noch seine Zugkraft ausübt, wie ich gern zugebe, hatte damals besten, allerbesten Klang. Ich stand auf dem Gipfel.

Vier Wochen sollte mein Gastspiel dauern — und als die Zeit vorbei war, war ich todtraurig, daß ich nach München mußte. Denn ich hatte hier einen jungen Menschen kennengelernt — ach, einen so feinen, kühnen und zugleich sanften Burschen, dem mein Herz rettungslos entgegengesogen war.

Immer wartete er auf mich, wenn ich nach der Vorstellung aus dem Theater trat und die paar Schritte zu meinem ganz in der Nähe liegenden Hotel hinüberging. Acht Tage lang hatte er sich damit begnügt, mich mit glühenden Augen zu betrachten — endlich faßte er Mut und sprach mich an.

Von diesem Augenblick an war ich ihm verfallen. Er war mein Schicksal — wirklich, es gibt so etwas! Wir verlebten drei märchenhaft schöne Wochen, voll Duft, voll Zauber und Seligkeit. Nie sprachen wir vom Heiraten — das kam ja auch gar nicht in Frage. Wir waren verliebt und das ist so viel mehr.

Zum Abschied schenkte ich ihm mein Bild mit meiner Unterschrift — es war ein Bild, das die Öffentlichkeit nicht kennt, ich liebte es sehr. Er stellte es auf seinen Schreibtisch und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Mein Zimmer liegt zwar nach Norden, aber fortan wird immer Sonnenschein auf meinem Tisch sein.“ Ich fand es so schön und so schlicht, dies Wort, und fiel ihm weinend um den Hals.

Wir vereinbarten, einander nie zu schreiben — ich fürchtete nichts so sehr, als das Wechseln von Briefen zwischen Liebenden. So vieles, gerade der Hauch, das Feinste, das Aroma — ich finde kein anderes Wort — eines großen und beglückenden Erlebnisses, geht oft verloren auf dem Wege vom Herzen zum Papier. Wenn wir uns wiedersehen sollten durch irgendeinen glücklichen Zufall, wollten wir uns lieb haben, sagte ich.

Er hat sein Versprechen nicht gehalten, anfangs. Schrieb mir, in langen Zwischenräumen freilich, wilde, glühende, phantastische Briefe, in denen er seine Seele ausschüttete und sein Herz. Ich habe ihm diese Inkonsequenz nicht übelgenommen. Später hörte das von allein auf — ich ging ins Ausland, wechselte oft meine Adresse. Einige Briefe mögen verloren gegangen sein — was weiß ich.

In Buenos Aires wurde ich krank. Ernsthaft — auf Leben und Tod sozusagen. Man gab mich auf — ein Jahr lag ich zu Bett, ein weiteres brauchte ich, um wieder ganz zu Kräften zu kommen. Aber ich hatte eine Bärennatur und überwand alles.

Oder doch nicht alles. Denn als ich zuerst wieder auftrat, in London, merkte ich: ich war nicht mehr die alte. Irgendetwas fehlte — ich glaube, das Feuer, der Glanz. Der Himmel mag wissen, was es eigentlich war.

Die Kritik merkte es auch. Sie war wohlwollend und zurückhaltend, schob es auf meine Krankheit, erwartete viel von einer endgültigen Wiederherstellung. Das war kein Trost. Denn ich war wiederhergestellt, es konnte mir — körperlich — gar nicht besser gehen.

Sie sind ein Philister, mein Lieber. Sie haben keine Ahnung, was es für einen Künstler bedeutet, wenn man ihn merken läßt, er sei über dem Gipfel — es gehe jetzt bergab mit ihm. Es braucht gar nicht zu stimmen — diese Andeutung genügt in den meisten Fällen, den Abbruch zu beschleunigen.

Ich kämpfte mit zusammengebißenen Zähnen, wild, unermüdlich. Um was? Vielleicht um meinen Ruhm! Nein — nicht das. Um meinen Glauben an mich selbst, den ich nicht verlieren durfte.

Und den ich dann wohl doch verlor. Sonst wäre es unverständlich, daß ich es ertrug, daß ich nicht starb, als ich sah, wie man mir allmählich meine besten Rollen entwand, wie man mir Rollen zweiten oder gar dritten Ranges — auch das ist einmal vorgekommen — zuschob. Immer unter dem Deckmantel des Mitleids: ich sei noch krank, ich müsse mich noch schonen.

Wirklich, ich ertrug es. Dachte nur häufiger als je zuvor an . . . ihn! Und war glücklich, als sich mir dies Engagement bot. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß er noch hier lebte, daß ich ihn wiedersehen würde, daß er mich noch — liebte!

Ich besuchte ihn sofort, noch gestern nachmittag, gleich nach meiner Ankunft. Ich hatte mich nicht angemeldet, und mein Herz klopfte, als ich vor seiner Tür stand. Er war furchtbar überrascht natürlich; aber dann gleich so lieb und zärtlich und mit denselben dunklen und strahlenden Augen wie früher. Etwas reserviert vielleicht; und unsicher, anfangs — aber, nicht wahr, das ist verständlich, natürlich, wenn man einander sieben Jahre nicht gesehen hat.

Wir hatten einander so viel zu erzählen. Später machten wir es uns in seinem Arbeitszimmer bequem — ich hatte gerade diesen Raum immer so besonders geliebt.

Alles, was mich bedrückt hatte, fiel plötzlich von mir ab. Ich war so froh, so sicher. Manchmal sprang ich auf, lief im Zimmer hin und her. Trat schließlich an seinen Schreibtisch, um durchs Fenster ein bißchen auf die Straße zu spähen. Es war ein Zufall — keine Spur einer Absicht dabei, bestimmt.

Lauter mir bekannte und vertraute Dinge lagen auf dem Tisch. Es war, als hätte man die sieben dazwischen liegenden Jahre ausgewischt. „Da ist ja auch mein Bild“, wollte ich gerade lächelnd sagen und griff nach dem dunklen, schönen Rahmen. Aber ich sprach es nicht aus. Denn im selben Augenblick sah ich: es war nicht mein Bild. Es war das Bild einer anderen Frau. Helen Miller stand darunter — wirklich, es war Helens Bild. Die acht Jahre jünger war, als ich, um deren erste Ausbildung ich mich bemüht hatte, von der man heute bereits sprach als von einer kommenden Berühmtheit.

Einen Augenblick sahen wir uns an — er und ich. Der Raum zwischen uns beiden dehnte sich unendlich weit. Endlich stellte ich das Bild wieder auf seinen Platz zurück und er — errödete.

Wir sprachen dann noch einige belanglose und gleichgültige Worte, so, als ob wir uns selbst vorliegen wollten, es sei in Wahrheit nichts geschehen, und ich ging bald. Er geleitete mich zur Tür, bat um ein Wiedersehen. Ich nickte „ja, ja!“ — und auf der Treppe wäre ich dann beinahe zusammengebrochen.

Sehen Sie, nicht, daß er mich nun nicht mehr liebte, daß er sein Herz an eine andere gehängt hatte, war es, was mich so tief traf. Ich weiß um die Vergänglichkeiten aller menschlichen Leidenschaft, besser als die meisten. Aber dieses neue Bild im alten Rahmen sagte mir etwas anderes, viel, viel Schlimmeres — wovon ich vorher bereits sprach: daß ich erledigt sei, — daß eine andere an meinen Platz getreten sei — überall, nicht nur im Herzen meines Freundes, — eine, die jetzt schon berühmter ist als ich, und schöner als ich, und — jünger als ich.

Zweite Garnitur, nachdem man erstmals erste Garnitur war! Verstehen Sie den Schmerz meiner Erkenntnis?

Sie werden sagen, daß ich gestern besser gespielt habe, hinreißender, betörender als seit vielen, vielen Jahren. Die Kritik sagt es auch, und es ist wahr! Aber was hilft das? Flackert nicht jede Flamme noch einmal hell auf, ehe sie erlischt? Und wenn sie es tut, kann sie dadurch ihr endgültiges Verlöschen aufhalten?

Rufen Sie den Ober, Lieber, und bestellen Sie — ja was? Bestellen Sie einen Kognak für mich. Viele alte Damen trinken gern Schnaps — warum sollte ich eine Ausnahme machen?

Oder . . . bin ich wirklich erst zweieunddreißig? Ich fühle mich so ur-, uralte!“

Ein abenteuerlicher Schmuckdiebstahl.

Aus Wien wird uns geschrieben:

Im April 1926 wollte die Gattin eines angesehenen Wiener Großkaufmannes mit ihrer Tochter zu vorübergehendem Aufenthalt in Abbazia. Die beiden stiegen in einem fashionablen Hotel ab, und da sie gelegentlich die Tanzveranstaltungen in der Hotel-Galle besuchten, ist es nicht weiter verwunderlich, daß sie bei ihrer Umgebung einige Aufmerksamkeit erweckten. Eines Tages, als sie beim Frühstück saßen, wurden sie von zwei eleganten jungen Herren zum Tanz gebeten. Die Fremden stellten sich als Ingenieure vor und erweckten mit ihrem tadellosen, charmanten Benehmen durchaus den besten Eindruck. Sie erkundigten sich im Verlauf des Gespräches so nebenbei, wann die Wiener Damen ihren täglichen Spaziergang unternehmen, und diese gaben arglos eine richtige Auskunft.

Der Zweck dieser anscheinend harmlosen Frage sollte ihnen aber bald klar werden. Als die beiden Wienerinnen am Abend von ihrem Spaziergang zurückkehrten, machten sie eine höchst peinliche Wahrnehmung. Während ihrer Abwesenheit waren Diebe ins Zimmer eingedrungen; der große Schranköffner war erbrochen und eine Anzahl wertvoller Gegenstände entwendet. Es fehlten Kleider, Wäsche, Bargeld und vor allem der Schmuck. Die Gendar-

merie wurde sofort verständigt und leitete eine energische Untersuchung ein; auch der Wiener Anwalt der Familie begab sich, als er die Nachricht vom Diebstahl erhielt, sofort nach Abbazia und half bei den Nachforschungen mit. Nach langer Zeit gelang es schließlich, einen der Diebe festzunehmen. Es war dies ein angeblicher Wiener namens Mierzyshaw Slabata. Sein Komplize Giuseppe Nuth war rechtzeitig verschwunden und konnte nicht mehr dingfest gemacht werden. Beim Verhafteten wurde noch ein Teil des Schmuckes und des geraubten Geldes gefunden. Ueberflüssig zu sagen, daß die beiden Diebe mit den „Ingenieuren“ aus der Hotel-Halle identisch waren. Slabata wurde vom Kreisgericht Pola zu vier Jahren Kerker verurteilt. Sein Komplize blieb auch weiterhin unauffindbar.

Im allgemeinen wäre die Geschichte damit zu Ende gewesen. In diesem Falle gestaltete sie sich aber erst recht abenteuerlich. Die gestohlenen Juwelen wurden vom Depositenamt des Kreisgerichtes Kiume in Verwahrung genommen, um das Corpus delicti bis zum Ende des Prozesses bei der Hand zu haben. Nach der Urteils-fällung erwirkten die Eigentümerinnen des Schmuckes die Bewil-ligung, ihre Juwelen in Empfang zu nehmen und nach Wien brin-gen zu dürfen. Als das Safe, in dem die Kostbarkeiten verwahrt waren, geöffnet wurde, war es leer!

Alles stand vor einem Rätsel, wieder setzte eine energische Untersuchung ein, und schon nach kurzer Zeit stand die Person des Diebes fest. Es war dies der Beamte des Depositenamtes Rodolfo Miscolin. Dieser wollte sich mit dem Schmuck aus dem Safe machen, und es gelang ihm noch, auf einem Dampfer Zuflucht zu finden; dort wurde er erkannt und verhaftet. Der Schmuck wurde aber auch bei ihm nicht gefunden. Vor Gericht gab er später an, daß er seine kostbare Last einfach ins Meer geworfen habe, als er jeden weiteren Weg zur Flucht abgeschnitten sah.

In der Folge strengten die Eigentümerinnen des Schmuckes gegen den italienischen Staat eine Schadenersatzklage an. Die zu-ständige Verwaltungsbehörde in Rom hat den Vergleich zwischen den beiden Damen und dem Staat genehmigt, so daß die Aus-zahlung der Entschädigungssumme für den verschwundenen Schmuck in kürzester Zeit erfolgen wird.

Aus aller Welt.

Ein besonders hübsches Weihnachtsbild schmückt die Titelseite der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Preisse“ (Nr. 52). Weihnachtlich ist auch jene Photographie, die heimlich von einem schlafenden alten Herrn in dem Abteil eines Eisenbahnwagens gemacht wurde: Großvater ruht am Heiligen Abend. — Eine merkwürdige und seltene Aufnahme zeigt: einen riesigen Walfisch, der dicht vor dem Bug eines Walfänger-Bootes auftaucht. — Eine Bildseite ist dem Dirigenten Wilhelm Furtwängler bei einer Orchesterprobe gewidmet. — Von Wibariteln nennen wir „Das Heim ohne Haushalt“, wie der Amerikaner die Wohn- und Dienstbotenfrage löst, und „Der Mann, der Brasiliens Gummi-Monopol brach“, die Geschichte Henry Williams. — Eine merkwürdige Weihnachtsgeschichte „Der Engel im Tramswagen“ von Ernst Hofrichter findet man im Unterhaltungs-Teil. — Zur 400-jährigen Wiederkehr von Peter Fischers Todestag schreibt Wil-helm Hansenlein einen Aufsatz.

Die neue „Luftige Witwe“. Léhar, einst weltberühmte und überall gespielte, inzwischen ziemlich in Vergessenheit geratene „Luftige Witwe“ wird demnächst fröhliche Urständ eifern. Crit Charell bringt sie am 23. Dezember im Berliner Metropoltheater mit Fritz Massary in der Hauptrolle heraus. Das Textbuch wurde von Schänzer und Wellisch neu bearbeitet und modernisiert. Der Operette wurde ein Vorspiel angefügt, das in Südamerika spielt. Musikalisch bleibt die Operette ziemlich unverändert; Franz Léhar, der bereits zu den Proben in Berlin eingetroffen ist, hat lediglich einige neue Lieder komponiert, die der Operette eingefügt werden.

Frau Mestorino geht mit ihrem Mann ins Bagno. Charles Mestorino, der Pariser Juwelier, der den Diamantenhändler Truphème ermordet hatte, ist bekanntlich zu Bagnostrafe, d. h. zur De-portation auf eine Verbrecherinsel, verurteilt worden. Mestorino muß noch etwa sechs Monate warten, bis er verschifft wird, da man in Frankreich immer größere Verbrechertransporte ansammelt, ehe die Bagnosträflinge verschifft werden. Die Gattin des verurteilten Mestorino beabsichtigt, ihren Mann auf die Insel Guiana zu begleiten. Sie darf sich zwar nicht in Saint-Laurent, dem Ver-bannungsort der Sträflinge, aufhalten; aber sie will sich wenigstens in der Nähe ihres Mannes aufhalten.

Versicherung gegen Stiefmütter. Die Versicherungsgesellschaft Lloyd's in London ist bekannt dafür, daß sie die seltsamsten Ver-sicherungen abschließt. So hat die Gesellschaft dieser Tage eine höchst sonderbare Versicherung angenommen. Sie hat zwei Schwestern eine Police gegen eine Wiederverheiratung ihres in jungen Jahren verwitweten Vaters ausgestellt. Die Versicherung läuft über die Summe, um die sich die Erbschaft der Schwestern durch eine Stiefmutter voraussichtlich verringern würde.

Das älteste Inserat der Welt. Die ägyptischen Königsgräber, das alte Aion, die Akropolis von Athen und das Forum Romanum sind durch die Forschungen des letzten Jahrhunderts zu neuem Leben erwacht. Der Kreis der alten Kulturen schließt sich mit Karthago, der großen Gegenpielerin Roms. Wie in Troja, so liegen auch hier und in dem benachbarten Utica mehrere Schichten übereinander, und jede Schicht bedeutet die Zeit einer untergegangenen Kultur. Ame-ricanische und französische Forscher haben hier bis vor kurzem fünf Jahre hindurch Ausgrabungen veranstaltet, die von hervorragenden

den und aufschlußreichen Ergebnissen begleitet gewesen sind. Einer der Expeditionsleiter, B. Graf H. u. d. e. P. r. o. r. o. l., berichtet hier-über in seinem Brochhaus-Standardwerk „Göttersuche in Afrikas Erde“. Die Ausgräber entdeckten z. B. das älteste aller bekannten Inserate, dessen Text sich von dem eines modernen Kaufangebotes kaum unterscheidet. Die Inschrift lautet: „Bitte, kaufen Sie unsere Lampen, nur einen Groschen, es sind die besten.“ Außer-dem stand da der Name des Erzeugers und seine Anschrift. Die Hauptbestandteile einer wirksamen Anzeige sind also hierin schon, wie wir sehen, vertreten, nämlich Preis und Qualität der Ware als Kaufanreiz und die Bezugsquelle. Der Anzeigengef der Lampen-firma hatte sogar einen besonderen Sinn für Originalität, denn sein Inserat ist in ein Exemplar der Ware selbst, nämlich in eine Lampe eingeritzt.

Ein Zigeunerstreich. Dem in Pommern noch häufig zu finden-den finsternen Aberglauben ist ein Landerbeiter in Barzin zum Opfer gefallen. Die Tochter des Ehepaares lag schwer erkrankt im Krankenhaus, als bettelnde Zigeuner in der Wohnung erschienen, die bald die Ursache des Kummeres der Eheleute erkannt hatten. Sie erklärten, das Kind gesund machen zu können, und die besorg-ten Eltern gingen auf alles ein. Es begann ein unheimlicher Be-schwürungsakt in dem vollständig dunklen Wohnzimmer. Dem Arbeiter war aufgegeben worden, alles im Hause befindliche Bar-geld in eine Tüte zu tun und sie in knienender Stellung hinter sich zu legen. Es dürfe, um den Zauber zu bannen, aber auch kein Pfennig zurückbehalten werden. Der bekümmerte Vater füllte die Tüte mit seinen sauer erworbenen Spargroschen, 1200 Mark in Scheinen und Silbergeld. Der Beschwörer hatte erklärt, er werde die Tüte nach dem Akt unbesehen in einen Schrank legen. Als sich der Mann nach einer Weile von den Anien erhob, waren die Zigeuner in der Finsternis verschwunden, die Tüte lag im Schrank, das Geld aber war weggezaubert. Die Kustasche waren über alle Berge.

Der Mann mit den Regenschirmen. Vom Pech verfolgt wurde ein beiderseits Pariser Bürger namens Souplin, der der Mei-nung war, in dem bekannten Pariser Versteigerungslokal Hotel Drouot für 16 Franken glücklich einen recht guten Regenschirm erstanden zu haben. Als er von ihm Besitz ergreifen wollte, wurde ihm bedeutet, daß ein ganzes Lager von 92 Schirmen sein Eigentum sei und daß er die 92 Schirme sofort mitnehmen müsse, wolle er nicht Aufbewahrungsgebühr bezahlen. Eine vollbeladene Tare brachte den Segen in die Wohnung Souplins. Nachdem Frau Tochter, Schwiegersohn und dessen Eltern mit mehreren Grem-plaren bedacht waren, verblieben immer noch sechs Duzend, mit denen sich Souplin vor dem Gitter des Jardin de Luxemburg nie-derlegte und durch Plakate die Vorübergehenden darauf aufmerk-sam machte, daß sie bei ihm Schirme für einen Franken haben könnten. Aber die ob des Schänderpreises mißtrauischen Passan-ten machten die Polizei auf Herrn Souplin aufmerksam. Er er-hielt nur einen Verweis wegen Verstoßes gegen die Bestimmungen des Straßenhandels. Als sich jedoch der unglückliche Besitzer seiner Schirme durch Niederlegen unter einen Baum entledigen wollte, wurde er von zwei Polizisten auf die Wache geführt, wo er wegen freiwilligen Wegwerfens von Gegenständen auf öffentlichen Wegen eine Geldstrafe erhielt.

Der Stadtbrief des Dichters. Der Dichter Walter Hasenclever hatte sich kürzlich in einem Berliner Blatt mit der deutschen Kell-nerschaft auseinandergesetzt, die er beschuldigte, seit der Einfüh-rung der Trinkgeldablösung ihre Gesinnung und ihr Verhalten den Gästen gegenüber vollständig geändert zu haben. Die Kellner fühlten sich zum großen Teil heute gewissermaßen als Beamte, die zudem ihren Dienst nur widerwillig versehen, jede Höflichkeit gegen-über den Gästen vermissen ließen und besonders in den mittelfran-bischen Wirtschaften durch ihr ungezogenes Verhalten die Gäste brüskierten und schikanierten. Darauf bringt jetzt das offizielle Organ des Hotel- und Restaurationsangestellten-Verbandes in Genf die Photographie des Dichters und schreibt dazu: „Im Hin-blick auf die bei Herrn Hasenclever offenbar gewordene feindselige Einstellung gegen den deutschen Kellner empfehlen wir allen unseren Mitgliedern, die mit ihm etwa dienstlich in Berührung kommen sollten, sich durch keinerlei Provokation aus der notwendigen Mes-serbe bringen und die gebotene Vorsicht im Veruslichen mit ihm nicht außer acht zu lassen.“ Wenn diese Methode, unliebsame Kri-tiker durch derartige „Stadtbrieft“ zu brandmarken, allgemein üb-lich werden sollte, so werden Theater, Kinos, Zeitungen, Eisen-bahnen, Post- und Telephonämter gut tun, sich rechtzeitig ein um-fangreiches P h o t o g r a p h i e - A l b u m anzulegen.

fröhliche Ecke.

Verstärkung. Hausherr: „Was haben Sie denn für einen un-angenehmen Hund? Man hört ihn oft von Mitternacht an stun-denlang bellen!“

Neuer Mieter: „Ja, das ist eine dumme Gewohnheit von dem Vieh; so lange meine Frau spricht, meint er, er muß auch laut geben!“ („Flieg. Bl.“)

Erziehung zur Ehe. „Seitdem du verheiratet bist, lieber Freund, fehlt dir kein Knopf mehr am Anzug.“

„Ja, das Knopfnähen hat mir meine Frau gleich in den ersten Tagen beigebracht.“ („Flieg. Bl.“)

Graphologischer Unterricht. „Das „M“ in diesem Briefe ist besonders charakteristisch! Es deutet auf Offenheit, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe!“ — „Donnerwetter — so ein „M“ werde ich mir auch angewöhnen!“ („Flieg. Bl.“)